

Karl Riha

Eduard Pötzl: Meine Schreibmaschine (1896)

1998

<https://doi.org/10.17192/ep1998.2.3392>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riha, Karl: Eduard Pötzl: Meine Schreibmaschine (1896). In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 15 (1998), Nr. 2, S. 256–259. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep1998.2.3392>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Fundstück

Das kann uns auch heute noch bzw. heute wieder passieren: wir kaufen uns den neusten Computer - und stürzen auch gleich schon in die ersten Schwierigkeiten, das Gerät richtig zu 'handeln', ohne daß uns etwas 'abstürzt'. Ganz so und nicht anders ging es zu, als nach ihrer Erfindung bereits zu früherem Zeitpunkt mit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch die massenhafte Ausbreitung der Schreibmaschine auf dem historischen Tagesplan stand. Ernst Pötzl (geb. 1851 zu Wien, gest. 1914 dortselbst) gibt davon in seiner kleinen Prosaskizze ein anschauliches Bild. Die seltsamen Irrläufe der Finger auf der Tastatur, unter denen sich die Wor-

te und Sätze so merkwürdig verzerren, daß sie zu grotesken Grimassen erstarren, werden ihm dabei zum eigentlichen Thema: Karl Kraus, der sich zeitlich parallel zu unserem Text, an die Gründung seiner Zeitschrift 'Die Fackel' machte, mit der er dem Druckfehler in der Zeitung ein eigenes Jagdterrain eröffnete, würde seinen Spaß daran gehabt haben. Pötzl hatte von Berufs wegen mit der technischen Eskalation der neuen Schreibindustrie zu tun: zunächst Eisenbahnbeamter, studierte er Jura an der Wiener Universität und agierte ab 1874 als 'Schriftleiter' am 'Wiener Tagblatt', „wo er besonders das Feuilleton als Meister der Lokalskizze hob“. Abgeleitet aus dem neuen Medium der Tagespresse als einem neuen kreativen Ort, entwickelte er speziell auch in seinen zahlreichen Buchpublikationen die literarische 'Skizze' zu einem eigenen publizistischen Genre, so etwa unter Titeln wie: 'Die Leute von Wien, Humoristische Skizzen', 1889, 'Stadtmenschen, Ein Wiener Skizzenbuch', 1895, 'Launen, Neue Sammlung ausgewählter Skizzen', 1896, 'Wiener Skizzen, Achtzehnbändige Gesamtausgabe', 1907, oder 'Donauluft, Neue Skizzen', 1912.

Karl Riha (Siegen)

Eduard Pötzl: Meine Schreibmaschine (1896)

Manche Leute, die meine Handschrift lesen müssen, beklagten sich öfter über deren schwierige Lesbarkeit, so daß ich mich endlich veranlaßt sah, eine Schreibmaschine zu kaufen. So nebenbei that ich es auch, weil ein solches Ding ungemein modern aussieht. Eine Schreibmaschine darf in keinem hochmodernen Schreibzimmer fehlen; sie krönt den Zimmertelegraphen, das Telephon und die elektrische Glühlampe.

Der Mann, welcher mir die Maschine verkaufte, betheuerte mir, daß man mit ihr nach kurzer Übung weit schneller schreiben könne als mit der Feder, zudem auch unübertroffen deutlich. Das war mir schon recht.

Die Schreibmaschine hatte eine Art Claviatur, auf welcher der Verkäufer ein wenig herumtrommelte und mir dann ein Blättchen reichte, das in sauberen Antiqua-lettern meinen Namen und eine kritische Bemerkung über das Wetter zeigte. Hierauf erklärte er mir den Mechanismus und unterrichtete mich eine Stunde lang im „Maschinschreiben“; das Übrige, meinte er, müsse die Übung machen.

Ich übte mich, daß die Maschine förmlich zu rauchen begann und ein Berg von Maculatur anwuchs. Sogar die Nächte nahm ich zu Hilfe, bis die Partei unter mir das Dienstmädchen heraufsandte mit dem Ersuchen, doch nicht länger die nächtliche Ruhe durch den Lärm meiner Nähmaschine zu stören. Ich ließ zurücksagen, daß mir niemand verbieten könne, in der Stille der Nacht meine Gedanken niederzuschreiben und anderes thäte ich nicht. Endlich glaubte ich so weit zu sein, um den ersten Maschinenbrief wagen zu dürfen, und zwar richtete ich ihn an meinen Freund Hans, der aus den etwa noch vorkommenden Fehlern gewiß kein Aufhebens machen würde. Ich schrieb also:

*Lieber Has – nein, lies Hanf – soll heißen Haus – richtig Hans! Diesen Beef schreibe ich mit der Ma schiene, die mit Flitzesschnelle arbeitet. Du klaubst gar nicht, was mieß (lies: was mit) ihr für Arbeitszeit erspart wird -----
----- O he, hetzt jabe ich eine tanze zeile überstungen, weil ich in Gedaken zweimal geduckt habe satt einmal. Aber von solchen Hehlern abgesehen ist die Muschiene sehr wraktisch und auch für die Lunze (heißt Lunge) so gesund wie die Keilschrift – nein Seilschrift – lies: Steilschrift, die eine gerade Faltung des Körpers voraus hetzt. Der Vertäufer sagt, daß man mit der Moschwine das, was Einer mit der Leder – nein: Feder – in einer salben Stunde schreibt, in längstens 75 Minuten – halt, es soll heißen 305 Minuten – nein: 35 Minuten leisen kann. Bis dahin büße ich Dich vielmals als*

Dein

unabänderlicher Feind und Luder:

K.

Zu diesem Briefe brauchte ich, genau gerechnet, 2 Stunden 47 Minuten. Jetzt fehlte nur noch die Adresse. Ich beschloß, auch diese mit der Maschine zu schreiben und begann:

Sr:

Hohlgeboren.

Diese verd – Schreibfehler! Weg damit – einen neuen Umschlag in die Maschine! Offenbar war ich, um die Sache gut zu machen, allzu sehr befangen, denn nun trommelte ich heraus:

St.

Wohlgeschnoren.

Dann wieder:

Sm.

Kohlbegoren

bis mir nach einer weiteren halben Stunde nichts übrig blieb, als die Adresse mit eigener Hand zu schreiben. Nun, aller Anfang ist schwer, es wird bei fleißiger Übung schon besser gehen, dachte ich, und ließ die Schreibmaschine in mein Bureau schaffen, um jeden freien Augenblick darauf zu spielen. Kühn gemacht durch einige nicht übel gelungene Briefe nach Art des vorigen, ließ ich mich durch meine Hoffart verleiten, das Concept eines Feuilletons über die zu gewärtigende Einziehung der Zwanzigkreuzer- und Vierkreuzer-Stücke gleich auf der Schreibmaschine zu entwerfen. Das war mein Unglück; denn ich brachte bloß Folgendes zu Stande:

Der letzte Zwanziger:

So lautet der Kitel einer Gesangsgosse des alten Nikola, die einst viel bewatscht (lies: beklatscht) wurde. Nieder werden die letzten Danziger von der Staatsguldengasse eingewogen und ebenso die sogenannten Pusterthaler – soll heißen: Schusterthaler – sekte (nein, recte) Hierkreuzerstücke. Sie hinken hinein in den unerfindlichen Schund der Zeit – wir werden immer (das n fehlt) ihres Gleichen sehen in unserem Vaterschande. Anstatt ihrer stümpert (lies: klimpert) in unseren Geldbösen die Fehlerwährung, zu 1000 (eine Null gehört fort) auf eine Silberbohne, die ihrerseits benanntlich einen falben Gulden werth ist. O schöne kalte Zeit, wohin pist Du entbunden! Wir haben zwar seit der Valutawegnullirung die Goldzährung, aber – –

So weit war ich in ungefähr vierthalb Stunden gekommen. Es ist furchtbar schwer, bei etwas zähen Einfällen flüssig auf der Schreibmaschine zu spielen. Da kam leider auch der Metteur aus der Druckerei und meinte, indem er mir das obige erste Blatt vom „letzten Zwanziger“ zeigte, da sei ein furchtbar verstümmeltes Telegramm, man wisse nicht einmal, wo es aufgegeben worden.

Ich verhüllte meine Schreibmaschine und schrieb nicht weiter. Feiner empfindende Leser werden dies begreifen und entschuldigen. Stimmungssache! ...

Aus: Eduard Pötzl, Bummelrei. Neue gesammelte Skizzen. Verlag von Robert Mohr, Wien 1896, S. 43.